



„Noch vor der Baumbblüte.“

Eine Szene aus den Vortagen des Hitlerputzes.

Ein höchst aktueller und bedeutender Roman aus der Feder Lion Feuchtwangers ist jochen im Verlag Gustav Kiepenheuer (Berlin) erschienen. Der neue Roman heißt „Erfolg“ und spielt in Bayern während der gegenrevolutionären Periode in den Jahren 1920 bis 1923, die unter der Regierung Kahr zu dem bekannten Hitlerputsch führten. Das Wesen der nationalsozialistischen Bewegung, die jetzt neuerdings Deutschland dem Verderben entgegenzuführen droht, erfährt in dem Buche eine treffliche Durchleuchtung und die denkwürdige Geschichte jener Zeit wird hier das erste Mal in einem Roman dargestellt. Mit Erlaubnis des Verlages drucken wir nachstehend ein Kapitel ab, das scharfsichtig und köstlich die Art der Hitlerpropaganda und sein Publikum schildert. Die Hauptfigur wird der Leser trotz des Decknamens leicht erkennen:

Ein kleines Jahrhundert vorher hatte der deutsche Archäolog Schliemann auf dem Gebiete der alten Stadt Troja Ausgrabungen gemacht, die viel Verschollenes zutage förderten. Unter anderem Hunderte von Spinnwirteln. Auf diesen fiel dem deutschen Forscher immer das gleiche Zeichen auf: ein mit Haken versehenes Kreuz. Es war ein Zeichen, das über die ganze Erde verbreitet war; den gelben Völkern diente es als Glückssymbol, den Indern als Sexualsymbol. Allein das wußte Heinrich Schliemann nicht. Er befragte einen französischen Archäologen, einen gewissen Emile Burnouf, um die Bedeutung des wunderlichen Kreuzes. Herr Burnouf, ein Spatzvogel von Phantasie, redete dem leichtgläubigen Deutschen ein, die alten Arier, um ihr heiliges Feuer zu entfachen, hätten Gesellen in solcher Hakenkreuzform als weibliche Bestandteile ihrer Bohrer verwendet. Der vertrauensfertige Herr Schliemann glaubte dem spatzhaften Herrn Burnouf. Kommentierte das Hakenkreuz als typisch ariisches Phänomen. Die deutschen Patrioten machten diese Erklärung zu einem Eckstein ihrer Rassenlehre, erfanden das indische Fruchtbarkeitsymbol zu ihrem Heilszeichen. Ein Leipziger Geschäftsmann stellte Klebmarken her, auf denen das Hakenkreuz prunkte, umkränzt von dem Spruch: Arierblut — höchstes Gut.

Er hatte Erfolg. Die Schuljungen klebten die Marken in ihre Sammelalben, kleine Ge-

schäftsleute schlossen ihre Briefumschläge damit. Patriotische Galanteriewarenhändler, dadurch angerogen, brachten das Hakenkreuz als Krattwattennadel in Umlauf. Patriotische Ethnologen hängten Theorien daran, ethnische, asiatische Deutungen. Mit dem Wachstum der wahrhaft Deutschen wurde das Zeichen, das bisher vornehmlich in japanischen und chinesischen Spielklubs und an den Tempeln vielgliedriger indischer Gottheiten zu sehen war, neben den haubensförmigen Knippen des unvollendeten Doms und dem als Mönch maskierten Kind das populärste Wahrzeichen Münchens.

Dieses Zeichen trugen die großen, blutroten Fahnen der wahrhaft Deutschen. Dieses Zeichen malten die Bewohner der bayerischen Hochebene an die Wände, vor allem der Bedürfnisanstalten. Trugen es als Brustnadel, als Ring, manche ließen es sich eintätowieren. Unter diesem Zeichen zogen die Münchener zu den Versammlungen Rupert Kugners. Denn allmorgentlich, zuerst im Kapuzinerbräu, dann in den riesigen Bierfälen von drei oder vier anderen Brauereien, sprach der Führer zum Volk.

Immer bestimmter verlautete, die Patrioten würden bald los schlagen. Von einem Montag zum anderen wartete man. Kugner werde jetzt den genauen Tag ansagen. Immer dichtere Massen strömten zu seinen Versammlungen, Beamte und Angestellte erzwangen sich früheren Büroschluf, um sich einen Platz zu ersuchen. Keiner wollte die Verkündigung des Freiheits-tages versäumen.

In einem der blauen Straßenbahnwagen, die zum Kapuzinerbräueller fuhren, stand, gepreßt zwischen anderen, die zum Kugner wollten, der Altmöbelhändler Cajetan Ledner. Er war in Holland gewesen, er hatte das Schrankerl wiedergesehen. Der Holländer hatte ihn zum Essen eingeladen. Es war gut und reichlich gewesen; allein der Ledner, befangen durch die Dienerschaft und das ungewohnte Besteck, hatte nicht recht zugegriffen. Dinterher hatte er geschimpft auf den Holländer, den Geizhammel, den notigen, der einen hungern läßt. Aber Ausnahmen jedenfalls von dem Schrankerl hatte er gemacht, gute Aufnahmen, er stand oft davor, das Herz voll Zärtlichkeit, empört über die Regierung, die ihn erst gezwungen hatte, sich von dem Schrankerl zu trennen, und dann duldet, daß ihm ein galizischer Jud das gelbe Haus vor der Nase wegkaufte. Er ging zum

Kugner, überzeugt, der Führer werde ihn rächen und bewirken, daß er doch noch hochkommt.

Es war gut eine halbe Stunde vor Beginn, aber schon war der Saal dick voll. In den tiefhängenden Wolken des Tabakrauchs schwammen tomatenähnliche Rundschädel mit Schnaubhärten, graue Tonkrüge. Verkäufer riefen aus: „Die verbotene Nummer des Vaterländischen Anzeigers“; denn die Behörden verboten zu weilen, aber sie achteten nicht auf die Durchführung ihres Verbots. Man wartete geruhlos, schimpfte derweilen über die Ungerechtigkeit der Regierung. Frau Therese Hautseneder zum Beispiel hatte die Unbill der neuen Ordnung am eigenen Leib zu spüren bekommen. Ein Reisender hatte ihr einen Staubfänger Apollo verkauft, auf Abzahlung. Dann war ein anderer Reisender gekommen, der bot ihr einen Staubfänger Triumph an, auch auf Abzahlung, etwas billiger. Das mit dem anderen Vertreter, erklärte er, werde er ordnen. Er ordnete aber nicht, und nun sollte sie beide zahlen. Herr Hautseneder, tagsüber in der Sendlinger Einzelneumfabrik beschäftigt, erklärte, er denke nicht daran, den Lohn von vier Monaten für ihre damischen Fagen zu opfern; sie sei überhaupt narriisch, und er lasse sich scheiden. Frau Hautseneder ihrerseits beschloß, in die Hof zu gehen. Es kam zu einem umständlichen Prozeß. Die Rechtsanwälte sprachen von Vorspiegelung falscher Tatsachen und Ähnlichem. Das Ganze endete mit einem flauen Vergleich, der niemanden befriedigte, und damit, daß Herr und Frau Hautseneder, sowie die Vertreter von Apollo und Triumph, mißvergütet über die bestehende Gesellschaftsordnung, zu den wahrhaft Deutschen übergingen.

Viele, während sie auf den Einmarsch des Führers warteten, erzählten von ähnlicher Unbill. Alle schimpften sie, daß der Wert der Mark von Tag zu Tag so narriisch sank, alle machten sie die Juden und die Regierung dafür verantwortlich, alle erhofften sie sich Befreiung durch den Kugner. Der Regierungsinspektor a. D. Erfinger war ein Herr, der sehr auf Sauberkeit hielt. Leib und Seele, Wohnung und Kleidung sauber zu halten, war nicht leicht in diesen miserablen Zeiten. Er war ein friedfertiger Mann, geneigt, der Obrigkeit zu gehorchen, auch wenn die Herkunft ihrer Macht zweifelhaft war. Als ihm aber seine Frau, statt der gewohnten hygienischen Rolle, Zeitungspapier ins Klosett hing, da riß ihm die Geduld,

und er ging zum Kugner. Dem Maurerpolier Brudner waren im Krieg drei Söhne erschossen worden, einer an der Sonne, einer an der Aisne, einer am Hongo, der vierte war in den Karpäthen verschollen. Die Kirche hatte für den schimpfenden Alten keinen Trost, als daß Gott, wen er liebe, züchtige. Der Maurerpolier Brudner fand besseren Trost bei Kugner. Die Hofrätin Beradt war zwar ihre unwillkommene Mieterin Anna Elisabeth Haider durch deren Ableben losgeworden. Doch auch ihre späteren Mieter trieben Ungebühr aller Art, lärmten, empfingen zweideutige Besuche, lockten verbotenerweise im Zimmer auf elektrischen Apparaten. Mühte sich eine anständige Wittfrau das bieten lassen? Sie mußte es. Sie konnte sich des Gefühls nicht entledigen: insolge der gottlosen Mieterjahngesehe. Der Führer, hoffte sie, wird Ordnung schaffen. Herr Joseph Feichtinger, Gymnasiallehrer am Luispoldgymnasium, war erst am Hartorplatz umgestiegen, wo er noch einen Einkauf zu tätigen hatte, statt am Stachus. Er hatte nicht den für die Bemüfung von Umsteigerfahrtscheinen vorgeschriebenen kürzesten Weg genommen und wurde bestraft. Er war in Ehren zweiundvierzig Jahre alt geworden: unter dieser Regierung wurde man bestraft. Er ging zum Kugner. In Berlin gingen die Mißvergnügten zu den Kommunisten; in München flüchteten sie zum Hakenkreuz.

Der Rauch wurde dicker, Schweiß und Hitze härter, die grauen Tonkrüge undeutlicher, die runden Schädel röter. Endlich hielt, begleitet von den Fahnen, unter ungeheuerem Jubel, Rupert Kugner seinen Einzug, den sorglich gescheitelten Kopf gerade, marschierend zu der dröhnenden Blechmusik.

Er sprach von dem Schachfrieden von Versailles, von den frechen Advokatentricks des Franzosen Poincaré, von internationaler Verschwörung, von Freimaurern und Talmud. Was er sagte, war nicht unbekannt, aber es wirkte neu durch die Urwüchsigkeit des Dialektes, durch die Kraft des Vortrags. Voll Bewunderung dann und Ehrfurcht in der Stimme sprach er von dem italienischen Führer Mussolini, wie der sich kühn der Stadt Rom und der Apenninhalbinsel bemächtigt hatte. Seine Tatkraft, rief er, solle auch den Bayern leuchtendes Vorbild sein, und er verhöhnste die Reichsregierung und prophezeite den Marsch auf Berlin. Warte aus, wie die verrotete Stadt den wahrhaft Deutschen in die Hände fallen werde, ohne Schwertstreich, sich schon beim Anblick der heranziehenden echten Söhne des Volkes die Hosen beledern. Es war lautlos still, während er von dem Marsch auf Berlin sprach. Alle warteten, daß er einen bestimmten Tag verkünden werde. Allein der Führer drückte sich nicht grob und klar aus wie die Kurznotiz des Dollars, er sagte es poetisch. „Noch vor der Baumblüte“, rief er, auf die Frauen mit dem exotischen Emblem weisend, „werden diese Fahnen sich bewähren.“

Noch vor der Baumblüte. Das war eine Verheißung, die sich den Menschen ins Herz grub. Die Leute lauschten benommen, glücklich. Der prächtige Schall Ruperts Kugners, seine bewegte Mimik riß sie mit. Sie vergaßen, daß ihre paar Wertpapiere wertlos waren, die Versorgung ihres Alters gefährdet. Wie dieser Mann es verstand, ihren Träumen Worte zu geben. Glückselig hingen sie an seinen Gesten, zwangen, wenn sie die Maßkrüge auf dem Tisch setzten, die schweren Finger zu besonderer Behutsamkeit, damit nicht das Geräusch eines der köstlichen Worte übertöne. Manchmal hob der Führer die Stimme, auf daß die Zuhörer merkten, jetzt sei es an der Zeit, zu klatschen. Die Pause des trommelnden Applauses dann beugte er, den Schweiß von der Stirn zu wischen, den

Bierkrug, auch das mit großer Geste, zu ergreifen, tief zu trinken.

Einmal sprach er von dieser traurigen Berliner Regierung, die gegen die berechtigte Empörung des Volkes keine andere Waffe habe, als ein Ausnahmegesetz. „Wir wahrhaft Deutschen“, rief er, „wenn wir an der Macht wären, wir brauchen kein Ausnahmegesetz.“ „Was würdet denn ihr tun?“ rief eine wohlklingende, senore Stimme dazwischen. Rupert Kugner schwiegen Augenblick. Dann in den lautlos gesponnenen Saal hinein, leise, mit einem träumerischen Lächeln, sagte er: „Wir würden unsere Gegner legal hängen lassen.“

Es machten aber die wahrhaft Deutschen vier Prozent der Bevölkerung aus, vierunddreißig Prozent waren neutral: die Gegner waren zweiundsechzig Prozent.

Alle im Saal lächelten jetzt, das gleiche, nachdenkliche Lächeln wie der Führer. Sie sahen ihre Gegner am Galgen hängen oder an Bäumen, mit blauen, vorquellenden Zungen, der Lechner sah den Galzler hängen, den Käufer des gelben Hauses, die Frau Hauseneber die beiden Reisenden mit dem Staubfänger, die beiden Reisenden die Frau Hauseneber, und alle tranken tief und befriedigt aus den großen, grauen Krügen.

Und Rupert Kugner schmetterte seine Rede weiter. Rauch und Hitze lockten ihn nicht an.

Seine Lunge hielt durch. Sie war zuverlässig wie eine Maschine, das kostbarste Gut der Partei, der Führer betreute sie. Bei jeden seiner Reden mußte Konrad Stolzling zugegen sein, der Hofschauspieler. Vor dreißig Jahren hatte der als Romeo, eine Figur des Bühnendichters Shakespeare, als Ferdinand von Walter, eine Figur des Bühnendichters Schiller, die Münchener begeistert. Vor fünfzehn Jahren war er ins Charakterfach übergegangen, jetzt widmete er sich nimmehr der künstlerischen Ausbildung des Nachwuchses. Ein glücklicher Stern hatte den Staatsmann Kugner und den Künstler Stolzling zusammengeführt.

Der Führer hielt seine Rede noch in drei anderen großen Bierfälen: im Spatenbrännkeller, im Münchner Kindkeller, im Arzbergerkeller. Dreimal noch marschierte er, prunkvoll geleitet von seinem Stoßtrupp, durch Bierdunst und Beschrei. Dreimal noch tat der Schauspieler seinen Zwischenruf und lächelte Rupert Kugner, wie Hamlet-Stolzling gelächelt hatte auf der Bühne des Münchener Hoftheaters. Dreimal noch, während er auf die Fahnen mit dem Hakenkreuz wies, prophezeite er, man werde nach Berlin marschieren „noch vor der Baumblüte“. „Noch vor der Baumblüte“, scholl es zwölfstausend Münchenern dräunend, lieblich, verlockend in die Ohren. „Noch vor der Baumblüte“, grub es sich zwölfstausend Münchenern ins Herz.

Eine Niederlage der Frauen.

Der Sieg der Mode langer Kleider — das ist ein Sieg über die Vernunft und ist eine Niederlage der Frauen. Denn es ist nun nicht mehr zu bezweifeln: das lange Kleid, das man für immer verschwunden wähnte, setzt sich durch. Ein Sieg der Mode über die Vernunft. Also ein Sieg über die Frauen. Die Frauen unterwerfen sich dem Unvernünftigen.

Lang oder kurz — das ist nicht eine Frage der Schönheit. Selbstverständlich werden auch nicht wenige der langen Kleider schön sein. Die albernen Anhängsel an den Seiten und rückwärts, mit denen die Verlängerung des Kleides begann, waren es nie. Aber freudig begannen die Frauen Kleider mit solchen Anhängseln zu tragen. Denn — sie waren eben modern!

Nicht eine Frage der Schönheit war das: langes oder kurzes Kleid. Sondern eine Frage der Zweckmäßigkeit, eine Frage der Vernunft. Praktischer waren die Kleider, gesünder waren sie — und sie waren dabei doch schön! Und für die arbeitenden Frauen und Mädchen ein besonderer Vorteil der Mode der letzten Jahre: Man konnte in dem Kleide, das man auf der Straße trug, — ach, für die arbeitenden Frauen ist's ja nicht selten das einzige Kleid, das sie besitzen! — auch abends in ein Konzert gehen, zu einer künstlerischen Veranstaltung. Reitt sahen die Mädchen und Frauen aus, auch in den einfachen, schlichten und kurzen Kleidchen.

Ja, das schien der Sieg der Vernunft zu sein: kein Nieder mehr! Kein hochstößeliger, enger, die Füße verkrüppelnder Schuh mehr! Einfachheit und Vernunft, Schönheit und Zweckmäßigkeit schienen auf der ganzen Linie gesiegt zu haben.

Aber jetzt ist das lange Kleid wieder da. Und es ist gekommen — ja, es ist gekommen als Merkmal der Klassenzugehörigkeit! Denn das ist auch weiterhin statthaft: beim Tennisspiel kurze Kleider zu tragen, überhaupt bei der Ausübung des Sports, und kürzere Kleider als am Abend zu tragen, tagsüber auf der Straße — aber im Theater, im Konzert, bei abendlichen

Veranstaltungen muß „man“ natürlich lange Kleider tragen! Und damit beginnt die Klassenzeichnung: die arbeitende Frau kann natürlich nicht vielerlei Kleider haben — das Bureau-mädel muß auch ins Theater ein kurzes Kleid tragen — außer es hungert sich das lange Extrakleid allmählich zusammen. Man erkennt die „Dame“ schon am Kleid — schon an der Länge des Kleides, und die Arbeiterin an der Kürze des Kleides.

Freilich: es wird nicht dabei bleiben. Wie immer, so wird es auch diesmal sein. Die arbeitenden Frauen und Mädchen werden schließlich doch die Mode der langen Kleider mitmachen. Sie werden diese Mode nachahmen, wie sie bisher auch jede Mode nachgeahmt haben. Das soll kein Vorwurf sein, keine Anklage, nur eine Feststellung. Denn das ist wohl selbstverständlich, daß die Wandlungen der Mode bestimmt werden von den Besitzenden, von den Reichen. Genauer: sie werden bestimmt vom Modekapitalismus. Die Industrien, die sich mästen an den Wandlungen der Mode, ersinnen immer neue Variationen und wenn sie die dümmsten und albernen sind, — die „Damen“ unterwerfen sich ihnen willig. Und ist erst die Mode wieder durchgedrungen in jenen Kreisen, die sich selber für die „besten“ halten, dann breitet sie sich auch bald aus, bringt in die Weite, erfährt schließlich die ganze große Frauenwelt...

Dann werden auch die Proletarierinnen Sklavinnen der neuen Mode. Nur — wenn sie zu ihnen als „neu“ kommt, ist sie es nicht mehr, ist sie dort, wo sie zuerst sich formte, schon veraltet.

Das lange Kleid — das wäre schließlich noch nicht das schlimmste. Aber es wird ja nicht dabei bleiben! Nachdem die Modeindustrie einmal erkannt hat, daß sie den Frauen alles zumuten kann, daß die „Damen“ einfach machen, was ihnen ein paar Modekönige diktieren, werden sie nicht zögern, alles alte Gerümpel, alle alte Narrheit, die man für immer verschwunden wähnt, wieder hervorzuholen und den Frauen als „Mode“ aufzuzwingen.

Schon wird aus Paris gemeldet, daß auch die lange Wäsche wieder modern wird. Lange, bis zum Fußboden reichende, in weichen Falten fallende, unter der Brust abgegebundene Empire-nachahmenden, die fast aussehen wie einst die Abendkleider der Madame Recamier, sieht man in den Pariser Wäschegeschäften. Sie haben bereits Spitzenpassanten und eine anliegende Ausarbeitung des Schnittes, die entweder durch Abnäher oder durch geteilte Linienführung des Schnittes erreicht wird. „Vornehme Damen“ tragen diese Hemden aus Chinalrepp und kostbare Spitzen, auch in zartgeblumter Kunstsieide oder Spalbatist mit Füll verarbeitet. Hauptsache: der Schnitt ist anliegend und ganz lang!

Wie lange wird es dauern und die Schleppe, gestern noch verlacht und verhöhnt, wird wieder modern? Und der lange Ärmel? Und die Westentaille? Welche Modenarrheit ist unmöglich?

Werden die arbeitenden Frauen, die Millionen Frauen in Bureaus und Fabriken, diese Narrheiten der Modeweiber mitmachen? Werden sie lieber unter Schmerzen und Qualen, in unbequemen, die Arbeit hindernden Kleidern, eingeeengt und eingeschnürt, arbeiten, als der Mode Widerstand leisten?

Wird der Sieg der Modekapitalisten ein vollständiger werden? Wird die Niederlage der Frauen eine katastrophale werden?

Freundin Chaplin vor.

Chaplin sah sich das Mädchen an und sagte: „Georgia, wird es Dir recht sein, wenn deine Freundin die Hauptrolle in meinem nächsten Stück spielt?“

Georgia konnte sich nicht helfen und antwortete süßauer lächelnd: „Ja, es wird mir recht sein.“

Und bald darauf erntete Werna Kennedy in der weiblichen Hauptrolle von Circus großen Erfolg.

Der Wertreichtum des Obfles

geht klar aus einer Uebersicht hervor, die wir — auszugsweise — dem neu herausgegebenen Buch von Frau Dr. Gertraud Wendemuth „Ernährungsformen“, mit Erlaubnis der Franck'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, entnehmen:

Der Apfel enthält das für unser Blut so wichtige Eisen ganz besonders reichlich. Die im Apfel enthaltenen Frucht säuren wirken auch wohltätig auf alle Verdauungsorgane: Magen, Darm, Leber und Niere, sowie auf die Hauttätigkeit, da sie alle Ausscheidungen des Körpers im guten Sinne beeinflussen. Die Äpfel werden selbst bei reiner Apfelmilch relativ gut ausgenutzt. Der Genuß von 3000 Gramm rohen Äpfeln brachte nur 11,7 Prozent Verlust an Kalorien durch den Kot.

Die Birne dagegen ist durch ihren großen Zuder- und Kalkgehalt für die Ernährung wichtig. Zuder und Kalk finden wir meist miteinander in den Früchten verbunden. Der Genuß von Birnen kräftigt Herz und Niere. Die Birne erscheint im Geschmack süßer, nicht weil sie mehr Zuder enthält wie der Apfel, sondern weil sie säureärmer ist. Auf diesem geringen Gehalt von Säure beruht es, daß die Birne nicht abführend wirkt.

Pflaumen und Zwetschken haben auch, besonders wenn sie gut ausgereift sind, einen hohen Gehalt an Zuder und Kalk. Ihre spezifische Wirkung geht dahin, daß sie Magen und Darm wohltätig beeinflussen. Sie lösen Katarthe dieser Organe und beseitigen Darmstörungen. Alles Steinobst, wie Pflaumen, Aprikosen usw., soll möglichst mit der Schale genossen werden. Man säubert sie mit einem reinen Tuch und laßt dann die Frucht ganz besonders sorgfältig, denn gerade die Schalen regen die Darmwände durch einen mechanischen Reiz unmittelbar an.

Die süßen Trauben wirken blutbildend, während die sauren Trauben mehr für die Darmtätigkeit zu empfehlen sind.

Die Brombeere ist bekannt als schweißtreibend und schleimlösend.

Die Heidelbeere. Die gelochte Frucht bewahrt sich gegen Durchfall, besonders wenn man nur den Saft verwendet. Es ist dagegen ein Astringens, wenn Heidelbeerblätter oder Tee als Heilmittel für Zuderfranke angewiesen werden.

Der Gaukler.

Der „Wahre Jacob“ erzählt diese nachdenkliche Geschichte:

200 Jahre vor Einführung der Zivilisation, des Branntweins und der Feuerwaffen lebte in den großen Weidgründen Amerikas ein Indianerstamm, dessen Häuptling ein sehr weiser und mächtiger Medizinmann war. Er konnte nicht nur die Büffelherden, sondern auch die himmlischen Gestirne nach seinem Belieben dirigieren. Alle Morgen trat er kurz vor

Charlie Chaplins fünf Frauen.

Von Lola Birkenfeld.

Beim Lesen dieses verjünglichen Titels bitte an nichts Schlechtes zu denken. Nein, Charlie Chaplin hat keine fünf Frauen, er hat immer nur eine, und diese eine läßt er sich ständig eine hübsche Stange Geld kosten. Die fünf Frauen, mit denen Charlie zusammengebracht wird, sind nur seine Schönglinge. Er entdeckte sie, machte aus ihnen Berühmtheiten der Leinwand, und daß er die eine oder andere unter ihnen heiratete — nun das war eben sein Mißgeschick. Aber — alle fünf haben eine interessante Geschichte.

1. Edna Prubiancc.

Edna wurde von Charlie schon vor vielen, vielen Jahren entdeckt, und zwar in San Francisco in einem Tanzlokal. Edna war aber keine Tänzerin, sondern eine kleine Stenotypistin in der Kanzlei eines ebenfalls kleinen Rechtsanwaltes.

Charlie gefiel das Mädchen, und da er es immer in seiner Nähe haben wollte, machte er der Stenotypistin den Antrag, nach Hollywood zu kommen.

Edna kam nach Hollywood. Saß Tag für Tag in einer Ecke des Studios, rauchte eine Zigarette nach der anderen und langweilte sich fürchterlich. Weder sie noch Chaplin dachten daran, daß aus ihr jemals eine Filmschauspielerin werden kann.

Es vergingen drei Monate. Edna saß noch immer in der Ecke und rauchte noch immer. So kam ein Freund und fragte Charlie: „Was willst Du von diesem Mädchen? Auf jeder Straßenecke findest Du duzendweise solche Schönheiten.“

Charlie machten die Worte des Freundes furchig. „An jeder Straßenecke findet man duzendweise solche Schönheiten?“ war sein Gedankengang, „warum sollen wir solche Schönheiten nicht auch im Atelier antreffen?“

Am nächsten Tage engagierte er also das Mädchen. Drei Monate später hatte Edna tausend Dollar wöchentliche Gage und spielte die weibliche Hauptrolle in „Kid“.

2. Virginia Cherril.

Das Mädchen hieß eigentlich nicht Virginia Cherril, sondern Balabel Szhyzko. Sie lebte in Hollywood, hungerte sich tapfer durch, dachte an Selbstmord, sehnte sich nach der Welt der Filmstudios und — da ihr diese Welt verschlossen blieb, war sie eifrige Besucherin der Boxkämpfe.

Eines abends saß sie mit einer ihrer Freundinnen in der Arena. Sie hatten einen Platz in der letzten Reihe, denn das Barvermögen der beiden Mädchen betrug insgesamt 80 Cent.

In der Arena gab es hitzige Kämpfe. Der eine Boxer fiel zu Boden. Der Ringrichter begann zu zählen. Er kam bis „8“. Balabel

Szhyzko war Feuer und Flamme; ihr Gesicht glühte, rhythmisch bewegten sich ihre Hüften, ihre Augen sprachen ganze Bände. Und da geschah es.

Ein Herr trat vor sie hin, küßte seinen Hut und sprach: „Sie gefallen mir, ich heiße“ — begeistert rief das Mädchen dazwischen. „Ich weiß, Sie heißen Charlie Chaplin.“

„Also, wenn Sie wissen, wer ich bin“, sagte Chaplin, „dann suchen Sie mich morgen in meinem Atelier auf“, und war schon verschwunden.

Am nächsten Tage kam Balabel in das Atelier, erhielt den schönen Namen Virginia und einen noch schöneren Kontrakt mit 1200 Dollar Gage wöchentlich.

3. Vita Grech.

Sie war 15 Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter in „Kid“ statifizieren durfte. Vitas Mutter machte die größten Anstrengungen, damit Chaplin auf ihre Tochter aufmerksam werde. Charlie bemerkte aber das Mädchen nicht.

E einmal erschien Vita nicht rechtzeitig im Studio, und ihre „Rolle“ übernahm eine andere. Die Mutter war tief unglücklich, glaubte, daß alles verloren sei. Aber — eben diese Unpünktlichkeit gereichte Vita zum Glück und kostete Chaplin eine ganze Menge Geld.

Chaplin erblickte ganz zufällig die Vertreterin und sagte kurzerhand: „Diese gefällt mir nicht. Wo ist die Erste?“

Nun begann das Herumtelefonieren, bis endlich so gegen zwei Uhr mittags Vita kam. Chaplin sah sie, bemerkte plötzlich, wie schön sie war und sprach begeistert. „Du wirst die Hauptrolle meines nächsten Stückes spielen.“ Und sie spielte nicht nur die Hauptrolle, sie wurde sogar Chaplins Frau.

4. Georgia Hale.

Georgia Hale spielte in John Sternbergs Film. Eines Tages — Chaplin war eben zugegen — machte ihr Sternberg lebhaftes Vorwürfe: „Du bist die untalentierteste Frau, die ich je gekannt habe.“

Charlie hörte sich den Tadel an, sah dann, wie Georgia spielte, ging zu Sternberg und sagte: „Tatsächlich; aus dem Mädchen wird nichts, wenn Sie nämlich Regisseur sind.“

Und drei Monate später spielte Georgia Hale die weibliche Hauptrolle in Goldbrausch und hatte durchschlagenden Erfolg.

5. Werna Kennedy.

Werna Kennedy war eine Freundin von Georgia Hale. Sie lebte in großer Armut und bat einmal Georgia, ihr eine kleine Rolle in einem Chaplin-Film zu verschaffen.

Georgia tat ihr diesen Gefallen, stellte ihre

Sonnenaufgang vor sein Zelt und sprach unter feierlichen Gebärden die Worte: „Bei meiner heiligen Privatinitiate! Sonne, gehe du den Weg, den ich dir zeige!“ Dabei beschrieb er mit der Hand einen Bogen von Osten gen Westen. Und siehe, zur immer erneuten Bewunderung des Stammes wurde es alsbald im Osten Licht und Lichter, die Sonne mit ihren wärmenden, belebenden Strahlen kletterte höher und höher am Firmament, um schließlich im Westen wieder zu versinken, genau nach dem Gebot des allmächtigen Zauberers! Es versteht sich von selbst, daß er diese wichtige Funktion nicht umsonst ausübte. Von jedem in schwerem, gefährlichen Kampfe erlegten Büffel mußten ihm die saftigsten Stücke Fleisch abgeliefert werden, nach jedem erfolgreichen Kriegszug verlangte und erhielt er die wertvollste Beute. Hatten die Frauen des Stammes in monatelanger Arbeit eine besonders schöne Matte gewebt, so mußte sie in sein Zelt gebracht werden. Außerdem verlangte er noch die Dankbarkeit und Verehrung aller Stammesmitglieder. So kam es, daß sich in seinem Zelte unermessliche Schätze ansammelten, inmitten deren er den lieben langen Tag herumhockte, gut aß und trank und dabei über die Dummheit seiner Untertanen lachte.

Doch wir wollen das überaus traurige Ende des weisen Medizinmannes schildern. Die Jahre gingen auch an ihm nicht spurlos vorüber, er wurde älter und bald stellten sich allerlei Altersbeschwerden und Gebrechen ein. Eines Morgens plagte ihn die Gicht so sehr, daß er nicht aufstehen und der Sonne ihren Weg vorschreiben konnte. Wer beschreibt das Erstaunen der Stammesgenossen, als sie sahen, daß die Sonne auch ohne die feierliche Ansprache ihren leuchtenden Kreis zog! Ist es nicht natürlich, daß sich die Verwunderung gar bald in Wut verwandelte gegen den arglistigen Gaukler, der ihnen mit seinen Vorpiegelungen jahrelang die Früchte ihrer Arbeit und ihrer Kämpfe gestohlen hatte? Kurz entschlossen kündigten sie dem Hünpling die Stellung, teilten die angesammelten Schätze unter alle Stammesgenossen und ahen in Zukunft die Büffelstellen selber!

Was mancher nicht weiß.

Die Bezeichnung „Karat“ rührt von der alten kölnischen Mark her, denn diese war in 24 Karat eingeteilt. Unter vierzehnfachigem Gold versteht man also eine Legierung von 24 Teilen, von denen 14 Teile aus Gold bestehen. Der Feingehalt beträgt in diesem Falle 14 Vierundzwanzigstel oder 58 2/3 Tausendstel. Unsere Goldmünzen haben eine Feinheit, die sich durch den Fein 900 Tausendstel ausdrückt.

Batter wurde zuerst bei den Gebärdern gegessen, während die frühen Griechen sie nur als Arznei und Salbe benutzten.

In der Türkei bilden Kagen eines der Hauptnahrungsmittel.

Wir machen in der Minute etwa 16 Atemzüge und atmen mit jedem Atemzuge etwa einen halben Liter Luft ein. Dies ergibt in der Minute 8 Liter, in der Stunde 480 Liter, in 24 Stunden 11.520 Liter, in einem Jahre 4150 Kubikmeter.

Goldlegierungen dürfen in Deutschland nur gestempelt werden, wenn sie vierzehnfachig

sind, Silberlegierungen, wenn sie wenigstens sechzehnfachig sind.

Deutschland mußte 30.000 Bienenkörbe als Reparation an Frankreich abgeben. Resultat: sie sind alle eingegangen, weil sie die Klimadifferenz nicht vertragen konnten.

Heiteres.

Der kleine Toto gibt seiner Schwester Lulu eine Ohrfeige. Lulu heult los. Die Mutter stürzt herein und fragt ihren Jungen: „Schämst du dich denn gar nicht, dein Schwesterchen zu schlagen?“

Toto: „Warum betrügt sie denn beim Spiel?“

Die Mutter: „Was spielt ihr denn?“

Toto: „Wir spielten Nam und Eva... anstatt mich mit dem Apfel in Versuchung zu führen, hat sie ihn allein aufgeessen.“

Toto hat zwei Brüderchen bekommen. Die Mutter sagte ihm, er möge in der Schule mitteilen, daß er am nächsten Tag nicht kommen könne, weil sie ihn zu einigen Gängen brauche. „Dann werde ich aber sagen, daß ich nur einen Bruder bekommen habe“, sagte Toto.

Die Mutter: „Und weshalb?“

Toto: „Den anderen werde ich mir zur Entschuldigung für die nächste Woche aufsparen.“

Ein kleines Mädchen, das ein Paar Pantoffeln zum Geburtstag des Großvaters stift, sagt zu ihrer Gespielin:

„Ja, du hast's gut, dein Großvater hat nur ein Bein.“

Die kleine Jeanette liest in der Zeitung, daß eine Frau ein Mädchen mit zwei Köpfen zur Welt gebracht hat.

„Ach, hat die ein Glück“, seufzte Jeanette, „die kann mal zwei Hüte auf einmal tragen, wenn sie groß ist!“

„Toto, nenne mir einen durchsichtigen Gegenstand.“

„Das Schlüsselloch.“

Der Lehrer erzählt den Kindern die Fabel vom Wolf und dem Lamm. „Siehst du, Bob“, sagte er am Schluß, „wenn das Lamm geschickter gewesen wäre, hätte der Wolf es nicht gefressen.“

„Na“, antwortet Bob, „dann hätten wir es doch gefressen.“

Kleine Winke für die Hausfrau.

Von Agathe Dienst.

Wozu schwarzer Tee gut ist.

Kalter Tee hat eine vielseitige Verwendungsmöglichkeit. Er gibt Spitzen eine wunderbare Tönung. Nachdem man die Spitzen gewaschen hat, gebe man dem letzten Spülwasser etwas kalten schwarzen Tee bei.

Man mische eine starke Lösung Tee mit Wasser, um gelackte Holz Möbel zu reinigen. Man lasse die Lösung auf dem Holz trocknen und poliere dann mit einem alten seidenen Taschentuch nach.

Auch zum Reinigen von Spiegeln und Glaswaren ist Tee ein ausgezeichnetes Mittel. Es gibt ihnen einen wundervollen Glanz. Man gieße eine reichliche Menge Tee in das Wasser, mit dem das Glas gereinigt werden soll.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweittisch Nr. 66 bei Leptisch-Schönan.

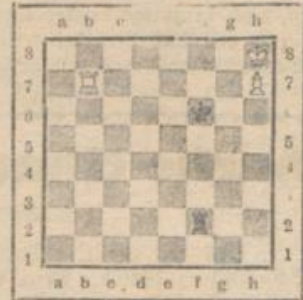
Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen. 53. Fortsetzung.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Turm gegen Turm und Bauern.

Nachfolgend noch ein lehrreiches Beispiel zur letzten Fortsetzung.

Bild 96.



Weiß am Zuge gewinnt.

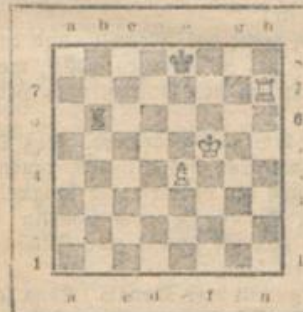
In vorstehendem Bilde gewinnt Weiß, wenn er anzieht: 1. Kg8! Tg2+ 2. Kf8 Th2 3. Tb6+ Kf5! 4. Kg7! Tg2+ 5. Kf7! Th2 6. Tb5+ Kf4 7. Kg7 Tg2+ 8. Kh6! Th2+ 9. Th5 und gewinnt.

Hingegen bleibt das Spiel remis, wenn Schwarz am Zuge ist in der Stellung:

Weiß Kg2; Ta8; Ba7; Schwarz: Kf6; Ta1. Weiß droht Tf8!, darum muß Schwarz Kg7! spielen, nicht Kf7! wegen Th8! und gewinnt. Dieses Manöver ist zu merken.

Das Spiel bleibt remis, wenn der König der schwächeren Partei auf dem Verwandlungsfeld steht, beispielsweise im nachstehenden Bilde.

Bild 97. Philidor.



Unentschieden, wer auch anzieht.

Der schwarze Turm steht vorteilhaft auf der sechsten Reihe, er soll sie erst dann verlassen, bis der Bauer sein sechstes Feld erreicht hat, um den König in Schach zu halten:

1. ... Ta6! 2. e5 Tb6! 3. Ta7! Te6 4. e6, jetzt erst zieht der Turm auf die erste Reihe Teil 5. Kf6 Tf7! und gibt so lange Schach, bis der König sich vom Bauern entfernt, den er sodann angreift. Das Spiel bleibt remis. Ist Weiß am Zuge, so geschieht auf 1. e5 Ta6! usw.

Gegen Turm und zwei Bauern verliert der einzelne Turm in der Regel, doch gibt es Stellungen (siehe folgendes Bild), wo er gegen zwei verbundene Bauern unentschieden macht.

Bild 98.



Unentschieden, wer auch anzieht.

Die Uebermacht vermag nicht den weißen König abzurängen, wenn der weiße Turm auf der fünften Reihe abwartend hin und her zieht. Verläßt aber der schwarze Turm die siebente Reihe, geht der b6 verloren und das Spiel bleibt remis. Zwei getrennte Freibauern gewinnen leichter. Fortsetzung folgt.